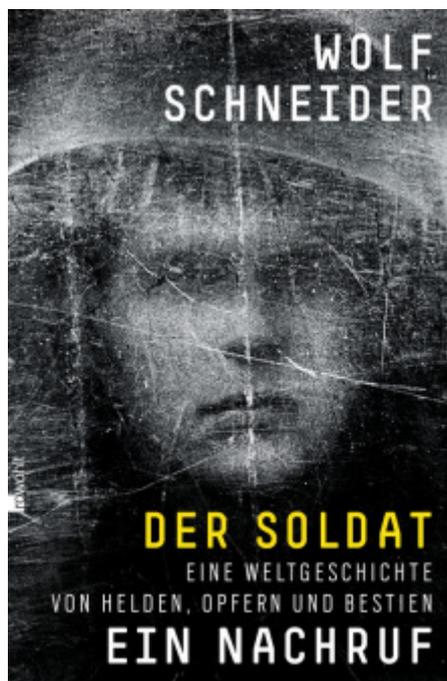


Leseprobe aus:

Wolf Schneider

Der Soldat - Ein Nachruf



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Wolf Schneider

Der Soldat – Ein Nachruf

Eine Weltgeschichte von Helden,
Opfern und Bestien

Rowohlt

1. Auflage März 2014
Copyright © 2014 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat Frank Strickstroek
Satz aus der Documenta PostScript
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 06429 7

Inhalt

- 1 Wieso ein «Nachruf»? 9

- I. Der Krieg braucht keine Soldaten mehr 13**
- 2 Denn die Drohnen haben übernommen 15
- 3 Und die Atomraketen warten 20
- 4 Die Selbstmordattentäter warten nicht 25
- 5 Die Partisanen siegen 36
Wie nennen wir wen? 47
- 6 Und die Computer übernehmen 50
Die Krieger von morgen: Nerds und Geeks 56

- II. Wie alles anfang 59**
- 7 Die Menschenjagd 61
- 8 Der Zweikampf 73
- 9 Seit wann gibt es «Kriege»? 80
Kriegstote in der Neuzeit 91
Wie nennen wir was? 94
- 10 Seit wann gibt es «Soldaten»? 97
Heeresstärken (bis 1700) 107
- 11 Carnots Soldatenfabrik 113
Heeresstärken (seit 1740) 125

III. Womit sie kämpften 127

- 12 Mit Pfeil und Schwert 129
- 13 Zu Pferde 138
- 14 Zu Fuß und im Karree 149
 - Die Wahrheit über Winkelried* 160
- 15 Mit Feuer 162
- 16 Mit Stahl und Gas 177

IV. Wofür sie starben 189

- 17 Gründe – Vorwände – Irrtümer – Lügen 191
- 18 Für Raum und Beute 208
- 19 Fürs Vaterland 217
- 20 Für den Triumphator 222
- 21 Für Ruhm und Rache 229
- 22 Für ihre Religion 241
- 23 Für Plunder und Trophäen 249
- 24 Für Faulheit und Vergnügen 261
- 25 Fürs Abenteuer 271
- 26 Im Blutrausch 281
- 27 Mit Gewalt 292
 - Was ist ein Kriegsverbrechen?* 301
- 28 Und wo bleibt der Mut? 303

V. Womit man sie zwang oder überlistete 313

- 29 Mit Stacheln 315
- 30 Mit Drill 324

- 31 Mit Medaillen 335
- 32 Mit buntem Tuch 344
- 33 Mit Kameraden 357
- 34 Mit Posaunen 364
- 35 Mit Angst 377
 - «Feigheit vor dem Feind» 382

VI. Wie sie verreckten 385

- 36 Sie litten erbärmlich 387
 - Trauma – Stress – Neurose* 398
- 37 Sie starben entsetzlich 400
- 38 Für Napoleon und für Hitler 412
- 39 Und «Helden» gab es auch? 424

VII. Wie man vielleicht überleben kann 435

- 40 Soldaten: durch Verweigerung? 437
 - Stufen der Unfreiwilligkeit* 446
- 41 Wir alle: mit Blauhelmen? 448
- 42 Durch Pazifismus? 454
- 43 Durch Einsicht? 465

Nachwort 481

Literaturverzeichnis 483

Quellennachweis 497

Bildnachweis 520

Namen- und Sachregister 521

Bücher von Wolf Schneider 544

1 Wieso ein «Nachruf»?

Weil die Ära des Soldaten, wie wir ihn kennen, zu Ende geht. Drei Jahrtausende lang war der Soldat der große Bewegter der Weltgeschichte, das Objekt von Angst, Bewunderung und Entsetzen. Länder hat er verwüstet, Kulturen zerstört und Völker ausgerottet. Einen Ozean hat er mit Blut gefüllt. Mehr Leid hat er zugefügt, oft auch mehr gelitten als alle anderen Menschen. Nur dass nichts besser werden wird ohne ihn.

Schon für Hiroshima wurden Soldaten im überlieferten Wortsinne nicht mehr gebraucht. Nun werden die Bomben durch die Drohnen ersetzt und die Kämpfer demnächst durch Kampfroboter; zum Siegen taugen Soldaten nicht mehr, wir erleben es in Afghanistan; fürs Töten zuständig sind Söldner, Partisanen, Selbstmordattentäter oder eine Handvoll menschlicher Kampfmaschinen wie die Navy Seals. Sogar ohne Blutvergießen könnte der nächste, vielleicht der letzte große Krieg entschieden werden, der Endkampf um die Weltherrschaft: der Cyberwar.

Was war denn das für einer, der Soldat – ein *Held*? Heldentod, Heldenfriedhof, Heldendenkmal: Die Wörter sind ja noch geläufig, doch lebendig längst nicht mehr, sympathisch noch weniger, und realistisch waren sie nie – als hätte die Mehrheit einer Armee je aus «Helden» bestanden, aus vorbildhaften Männern also von unerhörter Tapferkeit! Die waren meist die Ausnahme. Falls wir das Wort «Held» überhaupt bewahren wollen, dann allenfalls für jene Soldaten, die für eine unstreitig gute Sache kämpften und standhielten bis in den Tod.

Ein *Opfer*? Ja, das war er. Millionenfach. In den beiden Welt-

kriegen zumal, den Tiefpunkten der Menschheitsgeschichte – als die Allgemeine Wehrpflicht die jungen Männer in ein Schlachten trieb, dem die wenigsten gewachsen waren, einem Feind entgegen, der meist nicht der ihre war: So stolpterten sie zu Millionen ins Sterben. Bert Brecht war ihr beredtester Anwalt, mit den klassischen Zeilen aus den «Fragen eines lesenden Arbeiters»:

Wenn es zum Marschieren kommt, wissen viele nicht,
Dass der Feind an ihrer Spitze marschiert.
Die Stimme, die sie kommandiert,
Ist die Stimme ihres Feindes.

Der kleine Mann als Unschuldslamm, das von den Herrschenden zur Schlachtbank getrieben wird: Diese Ansicht hat als Gegenpol zu einem jahrtausendelangen Feldherrn- und Heroenkult ihren Zweck gehabt; mit der Wahrheit steht sie in keinem Zusammenhang. Die blutige Geschichte der Völker lehrt, dass ruhmreiche Generale und unbekannte Soldaten einander an Angriffslust nicht nachstanden, ja oft wurden widerstrebende Feldherren von kampf- und beutelüsteren Kriegern in eine Schlacht getrieben, die sie nicht wünschten. Es gibt eben Menschen, die das Kämpfen lieben. Der amerikanische Reporter Sebastian Junger berichtete 2010 über seine schießenden Landsleute in Afghanistan: «Krieg heißt Leben – multipliziert mit einem Faktor, von dem keiner eine Ahnung hat. Zwanzig Minuten Kampf: Das ist mehr Leben, als man sein Leben lang mit irgendwas anderem zusammenkratzen kann.»

Haugeden wie diese, Kraftprotze, Kämpfernaturen: Bei Kriegervölkern wie Hunnen, Normannen, Mongolen waren sie die Mehrheit; in den Söldnerheeren der frühen Neuzeit fühlten sie sich aufgehoben; in den Wehrpflichtarmeen bildeten sie immer noch den Kern, ohne den die Truppe nichts hätte leisten können. Sie waren es, die man am ehesten «Helden» nennen konnte in Schullesebüchern und vaterländischen Gedichten.

Nur dass gerade die Kämpfer oft zu *Bestien* wurden – durch den Militärapparat von aller Menschlichkeit befreit und von ihrem blutigen Umfeld beflügelt: zu Killern, Schlächtern, Folterknechten, die die Besiegten niedermetzelten, Frauen schändeten, Kinder erschlugen – wie die Reiter Dschingis Khans; wie die mordende, plündernde Soldateska des Grafen Tilly 1631 in Magdeburg; wie japanische Soldaten in China, deutsche in der Sowjetunion, sowjetische in Deutschland, amerikanische in Vietnam.

Unter den Schrecken des Krieges ist das einer der schlimmsten: Wer arglose Männer darauf drillt, Bajonette in Menschenleiber zu bohren, der belebt die Steinzeit in uns wieder, der serviert dem Schweinehund in uns ein Fressen. Die Kunst des Militärs bestand von jeher darin, Starke und Schwache, Raufbolde und Schwächlinge allesamt zu Soldaten umzuformen – zu Männern, die sich ihren Feind vorschreiben ließen und bereit waren, vor ihm nicht davonzulaufen, sondern ihn, selbst todesbereit, zu töten. Aus tausend Versuchungen zur Flucht einen Angriffskeil zu schmieden, war in Athen so schwierig wie in Preußen; eine Wunde schmerzte bei Cannae nicht anders als bei Verdun; die Angst würgte die Mazedonier in Indien nicht anders als die Deutschen im Kessel von Stalingrad.

Der Krieg, als «Vortod», mache alle Menschen gleich, schrieb Goethe 1792 als Reisender auf dem französischen Kriegsschauplatz. So lässt sich schlechthin vom Soldaten sprechen, von der geschundenen und blutbeschmierten Kreatur, die uns in ihren Qualen und Triumphen, in ihrer Raffgier und ihrer Frömmigkeit, ihrer Niedertracht und ihrer Größe so viele Rätsel stellt.

Wer das Phänomen des Soldaten ohne Vorurteile untersuchen will, dem schlägt freilich das Misstrauen beider extremen Richtungen entgegen: stolzer Ordensträger wie leidenschaftlicher Pazifisten. «Die größeren Beschwerden und Gefahren des Soldatenstandes sichern ihm in den meisten Staaten eine ehrenvolle Stellung», schrieb der Große Brockhaus von 1847. Lang ist's her!

12 1 Wieso ein «Nachruf»?

2012 (in einer Umfrage des Deutschen Beamtenbunds über das Ansehen der Berufsgruppen) rangierte der Soldat auf Rang 15, hinter dem Dachdecker und dem Briefträger.

Der Autor, der es 1945 in der deutschen Wehrmacht zum Unteroffizier gebracht und sich im Krieg in keiner Weise hervorgetan hat, ist entschlossen, sich neugierig und gelassen zwischen den Fronten zu bewegen. Es bleibt ohnehin nur der traurige Schluss: Schön, dass Millionen Männer nicht mehr Soldaten werden müssen – aber weniger schrecklich macht ihr Verschwinden künftige Kriege nicht.

I. Der Krieg braucht keine Soldaten mehr

2 Denn die Drohnen haben übernommen

Als Präsident Obama im Dezember 2009 in Oslo den Friedensnobelpreis entgegennahm, hatte er schon mehr Drohnenangriffe befohlen als Präsident George W. Bush (der Anstifter der Drohneneinsätze) in seiner gesamten Amtszeit. Und er ließ sie weiter fliegen – und weiter töten.

Drohnen! Sie heißen so, weil *drone* im Englischen «brummen» bedeutet, das deutsche «Dröhnen» ist verwandt, und der ursprüngliche Wortsinn schwingt mit: Die Drohne, the drone ist die männliche Biene, die von Arbeiterinnen gefüttert wird und allein den Lebenszweck hat, die Königin zu schwängern; daraus der übertragene Wortsinn «Müßiggänger, Faulpelz, Schmarotzer». Ja, müßig kreisen die Drohnen in 9 bis 15 Kilometern Höhe über der Zielregion, bis zu 40 Stunden lang, von unten unsichtbar, unhörbar – ausgerüstet mit bis zu 14 Raketen, einer hochauflösenden Videokamera, Infrarotsensoren für die Nacht und Radar sowieso.

Die Entscheidung, welcher mutmaßliche Taliban in Afghanistan umgebracht werden soll, fällt zum Beispiel in *Clovis* im US-Staat New Mexiko, 12 000 Kilometer entfernt. Dort glaubt ein «Pilot» auf einem seiner Bildschirme einen Feind zu erkennen, gibt einem unbemannten Lenkflugkörper mit dem Joystick via Satellit das Signal «Schieß!» und ist Zeuge, wie, fünfzehn Sekunden später, das «Zielobjekt» zerstört wird – ein Auto, ein Haus, eine Menschengruppe, ein Partisan, manchmal ein, zwei Kinder. Der berühmte Satz «Stell dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin» hat seinen bösen Witz verloren: Es muss gar keiner «hingehen», und Krieg ist doch.

Die Ziele der «Piloten» sind von zweierlei Art: führende Terroristen, die Washington namentlich zu kennen glaubt und die Präsident Obama persönlich zur Hinrichtung freigegeben hat, und Häuser, Fahrzeuge, Gruppen, Einzelpersonen, die der Tele-Pilot auf Grund ihres Umfelds, ihrer Bewaffnung, ihrer Bewegungen für hinlänglich verdächtig hält – in Pakistan noch häufiger als in Afghanistan, weil viele Taliban sich in der Grenzregion versteckt halten. Umgebracht wurden auf diese Weise (nach dem Stand von 2013):

- mindestens 470, vielleicht 880 Menschen, darunter 176 Kinder (Studie der Universitäten Stanford und New York);
- 2000 bis 3000 Menschen allein in Pakistan (Studie der «New American Foundation»);
- mehr als 3000 Menschen (Ermittlung des «Britischen Büros für investigativen Journalismus»).

Natürlich, verglichen mit den 600 000 Toten des britischen Bombenkriegs gegen Deutschland und den mehr als 100 000 Toten von Hiroshima und Nagasaki ist der Drohnenkrieg von einer Präzision, die ein Menschenfreund insoweit loben könnte; und die US-Soldaten in Afghanistan sind für ihn dankbar in ihrer Hilflosigkeit. Doch die Tötung durch Drohnen verletzt das Kriegsrecht und das Völkerrecht, und für das Ansehen der USA in den betroffenen Ländern (nach Afghanistan auch Jemen und Somalia) ist der Drohnenkrieg verheerend – mit der mutmaßlichen Folge, dass er den Taliban und den Al-Quaida-Kämpfern mehr Anhänger zutreibt als Terroristen tötet.

Und Millionen Menschen in solchen Regionen leben unter einer Wolke der Angst, die unrettbar über ihnen hängt. Viele trauen sich nicht aus dem Haus oder verbieten ihren Kindern, in die Schule zu gehen. Die Deutschen wurden vor den britischen Flächenbombardements doch immerhin gewarnt, und wenn der

Fliegeralarm vorüber war, konnte jeder sich auf die Straße wagen.

Das Völkerrecht? Pakistan ist nicht einmal ein kriegführender Staat. Doch die einheimischen Militärs haben insgeheim nichts dagegen, dass sie unbequeme Stammesführer auf diese Weise loswerden können. Das Kriegsrecht? Es verbietet die Tötung von Menschen, die nicht als «Kombattanten» identifizierbar sind (Seite 47). John Brennan, Präsident Obamas Anti-Terror-Organisator, wandte 2012 dagegen ein: Gerade die gezielte Tötung *Einzelner* optimiere die Verhältnismäßigkeit der Kampfmittel, wie das Kriegsrecht sie fordere: Kosten gering, eigene Verluste keine, feindliche Verluste dramatisch viel kleiner als durch Bomben und Granaten. Auch der Vorwurf der Heimtücke, weil das Opfer nichts ahnt und der Tötende sich nicht dem geringsten Risiko aussetzt, sei, so heißt es in Washington, kurios – wäre es denn moralisch hochwertiger, wenn beide stürben?

Auch ist es ja nicht so, dass die «Piloten», die jenseits des Ozeans die Raketen zünden, *nicht* zu leiden hätten. In ihrem Container fallen sie, gestützt auf eine Dienstanweisung von 275 Seiten, eine Entscheidung, die sie auch unterlassen könnten, und Sekunden später sehen sie, was sie angerichtet haben: Der LKW fliegt in die Luft, das Haus stürzt ein, der Taliban (wenn's denn einer war) ist weg und manchmal nicht nur er. Und dann fahren sie nach Hause zum Abendessen mit Frau und Kind. Das ertragen viele nicht: Sie lassen sich versetzen, und manche leiden an der Soldatenkrankheit des 21. Jahrhunderts: der posttraumatischen Belastungsstörung. Auch deshalb bildet die US Air Force inzwischen mehr «Piloten» als Piloten aus. Und der Verteidigungsminister hat ihnen 2013 eine Ehrenmedaille für «Verdienste im Krieg» (*distinguished warfare*) gestiftet – zum Missfallen vieler Soldaten alten Stils, die noch ihre Haut zu Markte tragen mussten.

Die deutsche Regierung erwog 2013, in den USA Kampfdrohnen zu kaufen – «eine ethisch neutrale Waffe», versicherte

Verteidigungsminister de Maizière, unbedingt erforderlich als Schutz bei plötzlichen Änderungen der militärischen Lage. Hinrichtungen jedoch, wie Präsident Obama sie angeordnet hat, kämen für die Bundeswehr nicht in Frage. SPD, Grüne, Linke und beide christlichen Konfessionen meldeten Bedenken an: Drohnen senkten die Hemmschwelle gegen den Einsatz militärischer Gewalt. Von den deutschen Soldaten in Afghanistan hieß es, sie verstünden solche Ängste nicht. Dass aber der Einsatz von tödlichen Drohnen in Afrika aus dem amerikanischen Luftwaffenstützpunkt in Ramstein bei Kaiserslautern gesteuert wird, hat 2013 in der deutschen Öffentlichkeit zu Protesten geführt. Drohnen *aus* Europa – vielleicht demnächst Drohnen *über* Europa? Eine schreckliche Vorstellung. Wer steuert sie? Telepiloten in China? Vielleicht die Mafia eines Tages? Und dazu die Prognose: Dass immerhin noch ein denkender Mensch sie lenkt, könnte bald von gestern sein.

Schon jetzt trifft der «Pilot» seine Entscheidung «algorithmisch vorgefiltert», und da das Gehirn mit seiner vergleichsweise geringen Rechenkapazität einfach zu langsam ist, wird über kurz oder lang die Software an Bord allein entscheiden. Genau dies streben amerikanische Militärs und Rüstungsfabrikanten an: die Drohne, die die Landschaft unter sich inspiziert, Bewegungen, Menschen, Objekte als verdächtig einstuft, Radarsignale als «unfriendly» erkennt, sogar den möglichen Kollateralschaden kalkuliert und ihn als vertretbar bewertet – und schließlich ihren Auftraggebern jenseits des Ozeans mitteilt, was sie zerstört, wen sie getötet hat.

«Willkommen in der Zukunft des Krieges!», schrieb dazu die «New York Times». ¹ Damit entfällt jede Tötungshemmung, wie der Mensch sie doch oft entwickelt hat!, sagen die Gegner in humanitären Organisationen. Ja, sagen die Befürworter in Washington: Aber Drohnen töten nicht in Panik, nicht aus Rache, sie plündern nicht, sie foltern nicht.

Auch an Kampfrobotern zu Lande arbeitet die Rüstungsindustrie der USA und Israels inzwischen: *lethal autonomous robots*, kleinen Kettenfahrzeugen mit Hightech-Sensoren, die den Feind aufspüren und schießen, bis sich nichts mehr bewegt. Das wäre dann der Schlusspunkt unter eine Entwicklung, die mit der Artillerie begann und in der Atombombe kulminierte: Den Feind, den Menschen sieht man nicht, und sich zu wehren hat er keine Chance.

3 Und die Atomraketen warten

So viel ist doch klar: Wenn es zu einem dritten Weltkrieg käme, würden die etwa überlebenden Soldaten allenfalls noch als Aufräumkommandos, Sanitäter, Polizisten agieren; entschieden wäre der Krieg längst ohne sie. Die Weichen zu dieser Entwicklung wurden am 6. August 1945 gestellt: Da klinkten drei Soldaten über Hiroshima jene Bombe aus, die mindestens 66 000 Nichtsoldaten umbrachte, ja an die 200 000 Menschen, wenn man die hinzurechnet, die später an den Folgen starben – «der wichtigste Wendepunkt, seit sich die Menschen zum ersten Mal organisierten vor Zehntausenden von Jahren und mit Stöcken und Steinen in den Krieg zogen».²

Warum Präsident Truman die Entscheidung fällte, die furchtbare neue Waffe einzusetzen (und drei Tage später über Nagasaki noch einmal): Dafür werden bis heute zwei Gründe diskutiert. Japan war ja militärisch längst besiegt; aber natürlich, so ließ der Krieg sich noch rascher beenden, und ohne die Bombe wären bis zur Kapitulation noch viele amerikanische Soldaten gefallen – eine klare Rechnung. Dies zumal vor dem Hintergrund, den der amerikanische Soziologe Max Lerner so beschreibt: «Den Kern der amerikanischen Wehrpolitik bildet die intensive Abneigung gegen den Einsatz und Verlust amerikanischer Menschenleben. Deshalb setzte die amerikanische Führung die Atombombe in Japan ein . . . Amerika ist seit dem Bürgerkrieg nicht mehr Kampffeld gewesen. Die Amerikaner stellen sich deshalb unter dem Krieg eine sehr technische Operation vor, die tunlichst an fernem Gestaden unter möglichst geringem Einsatz amerikanischer

Truppen und mit massiertem Aufwand von Material und Geld stattfinden soll.»³

Der andere Antrieb Trumans war offenbar: Die Rote Armee stand siegreich in Berlin, Stalin schien unersättlich – und da war es an der Zeit, ihm zu demonstrieren, wo die wahre Macht auf Erden lag. So setzte sich Truman über die Bedenken mehrerer Berater hinweg. Admiral William Leahy zum Beispiel, Chef des Stabes von Heer und Marine, hatte eingewandt, er habe es nicht gelernt, Krieg zu führen, indem man Frauen und Kinder tötet; dies sei ein Rückfall in die Barbarei.⁴

Rückfall oder nicht – es bleiben ein erstaunliches Faktum und eine plausible Vermutung. Das Faktum: Auf zwei Weltkriege, zwischen denen nur 21 Jahre lagen, ist eine Ära von bis heute 69 Jahren gefolgt, in der Großmächte keinen Krieg mehr gegeneinander führten, ja in der die beiden Weltmächte zwar Atomsprenköpfe mit der hundertfachen Wirkung von Hiroshima produzierten, also aufrüsteten bis zu dem unsinnigen Grad, dass sie die gesamte Menschheit vernichten könnten, mehrfach angeblich, ein *overkill* – und in der doch der Kalte Krieg ohne einen Schuss zu Ende ging.

Die Vermutung dahinter: Einmal musste die schreckliche Macht des Atoms demonstriert werden, damit die Menschheit genügend Angst vor ihr bekam. Und so hätte denn Truman ahnungslos (wie die meisten Akteure der Weltgeschichte) mit seiner brutalen Tat eine Art Segen gestiftet (wie nicht sehr viele). Die Probe aufs Exempel fand 1962 statt. Da ließ Chruschtschow auf Kuba zwar Abschussrampen für Atomraketen installieren, aber Kennedys souveränes Spiel mit dem Gleichgewicht des Schreckens zwang ihn, sie wieder abzubauen.

Der israelische Historiker Martin van Creveld geht so weit, die Atomwaffen schlechthin zu loben. «Soweit es sich aus heutiger Sicht beurteilen lässt», schrieb er 2007 (in seinem Klassiker «The Changing Face of War»), «haben die Atomwaffen die Welt zu ei-

nem viel sichereren Ort gemacht.»⁵ So gesehen, hätte Präsident Obama entweder eine fromme Lüge verbreitet oder sich grausam geirrt, wenn er hartnäckig für eine Welt ohne Atomwaffen plädierte.

Für die Berufssoldaten freilich, schreibt Creveld, für die Offiziere, «die seit Jahrhunderten die Kriegskunst immer weiter perfektioniert und von 1939 bis 1945 Millionen Männer in einem gigantischen Kampf befehligt hatten, kam der Wechsel vom Kampf zur bloßen Abschreckung fast der Todesstrafe gleich»⁶. Nicht, andererseits, für jene Millionen, die nun nicht mehr kämpfen und sterben, ja oft nicht einmal mehr eine Uniform anziehen müssen: Denn vor solchem Hintergrund haben immer mehr Staaten diese massenhafte Freiheitsberaubung, die Allgemeine Wehrpflicht, abgeschafft (über die: Kapitel 11).

Nein, Soldaten in Mengen werden nicht mehr gebraucht. Wenn noch Menschen überhaupt, dann «Piloten» für die Drohnen; Techniker für die Abschussrampen; hochgezüchtete menschliche Kampfmaschinen zum Kampf gegen Terroristen (Kapitel 6) und gegen Söldner dort, wo früher Soldaten agierten. Die *Blauhelme* der UNO könnten noch Nutzen stiften, aber sie tun es selten (in Kapitel 41 mehr darüber).

Hatte die Massentötung von Zivilisten in Hiroshima und Nagasaki möglicherweise eine positive Folge, nämlich ein heilsames Erschrecken auch der späteren Atommächte – die Flächenbombardements auf Japan, Deutschland, Vietnam brachten Menschen in Massen um und sonst nichts; und da das Niederbrennen ganzer Großstädte eben nicht zum Sieg der Alliierten beitrug, ließ der Verstoß gegen das Völkerrecht sich nicht einmal militärisch rechtfertigen.

In Tokio waren ja im März 1945 durch amerikanische Brandbomben 100 000 Menschen umgekommen, das größte Luftkriegsmassaker der Geschichte fand ohne Atombomben statt – in der Form also, dass wenige, seit 1944 fast unbedrohte Soldaten

die Massentötung von Nichtsoldaten vollzogen: in Deutschland 600 000 Bombentote, darunter etwa 250 000 Frauen und 100 000 Kinder.⁷ «Mit dem Rücken an der Wand hatte das britische Volk beschlossen, nicht zur Kenntnis zu nehmen, dass es sich auf das Niveau des Feindes begab», resümierte der englische Historiker John Keegan. «Nie geriet die Moral der deutschen Zivilbevölkerung dadurch ins Wanken»⁸ – entgegen der Behauptung, mit der der Krieg gegen Frauen und Kinder in London gerechtfertigt worden war.

Und keineswegs, fügt Sir Basil Liddell Hart hinzu, sei der Krieg dadurch verkürzt worden: Dafür hätten sich die Bomber beizeiten auf das Verkehrsnetz und die Benzinversorgung konzentrieren müssen.⁹ Spätestens 1944 (nun wieder Keegan) sei das in London auch allen Beteiligten klar gewesen – «außer den Dogmatikern im *Bomber Command*».¹⁰

Anders als in Deutschland und Japan, wo das Flächenbombardement den späteren Siegern bloß nichts nützte, hat es in Vietnam nicht einmal verhindert, dass die Bombardierten die Sieger wurden. Der Bombenkrieg war ein rundum sinnloses und ruchloses Kapitel der Kriegsgeschichte – Menschenjagd, Massenmord von oben. Zugleich verstieß er gegen einen uralten Grundsatz, eine Art Ehrenkodex des Soldatentums, selten wörtlich genommen, oft mutwillig durchkreuzt, oft aber durchaus praktiziert: dass bewaffnete Männer nur gegen bewaffnete Männer kämpfen sollten.

Überdies beraubte die Tötung vom Himmel herab den Soldaten der Chance, zu zögern, ehe er ein Leben zerstörte, dem er ins Auge sah. «Es wäre schwer», schrieb George Bernard Shaw 1944 während des Bombenkriegs gegen deutsche Städte, «einen Mann von normaler Gutmütigkeit dazu zu bringen, dass er eine Frau mit einem Baby im Arm mit einer Handgranate in Stücke reißt, wenn er sie sieht. Aber derselbe junge Mann wird, tausend Meter hoch im Flugzeug, eine Bombe auslösen, die eine ganze Straße mit Einfamilienhäusern in Trümmer legt.»¹¹

24 I. Der Krieg braucht keine Soldaten mehr

Die Schreie der Opfer nicht hören zu müssen, nicht zu sehen, wie sie sterben, erweitert den Spielraum menschlicher Grausamkeit. Noch in dem mörderischen Krieg, den der Irak und der Iran von 1980 bis 1988 gegeneinander führten, kam es vor, dass der irakische Maschinengewehrschütze vor Entsetzen innehielt, wenn ihm die dritte, die vierte Angriffswelle iranischer Kindersoldaten entgegentaumelte.¹²

Jeder Anflug von Mitgefühl, solange Soldaten noch sahen, was sie taten: Im Atomzeitalter ist er dahin. Zwischen dem Techniker, der auf den Startknopf für die Atomrakete drücken würde, und den Millionen Menschen, die sie vernichten soll, läge ein Ozean. So furchtbar gewütet haben Soldaten nie. Und dass der Knopfdruck irgendwann stattfindet – wer wollte das ausschließen? Es waren *zwei* Atommächte, die 1962 auf den Einsatz ihrer Raketen zähneknirschend verzichteten. Inzwischen gibt es acht oder neun.

Kann eine Gesellschaft überleben, wenn ein Einzelner die Macht hat, Abermillionen seiner Artgenossen umzubringen?, fragte Peter Atkins, renommierter Chemiker in Oxford, 2003 in seinem Buch «Galileos Finger». «Die Fähigkeit, sich selbst zu vernichten, ist offenbar ein unvermeidlicher Bestandteil des Fortschritts, und leider geht sie der Einsicht voraus.»¹³

4 Die Selbstmordattentäter warten nicht

Ein Selbstmordattentat hätte Deutschland brauchen können an jenem 20. Juli 1944, an dem ein Soldat, Oberst Graf Schenk von Stauffenberg, zweierlei auf einmal wollte: Hitler umbringen und dann den Staatsstreich durchziehen. Und so misslang ihm beides.

Das wirksamste aller Kampfmittel ist das Attentat, das der Täter *nicht* zu überleben sucht. Noch nie haben sich so wenige Menschen so umstürzend in die Weltgeschichte eingeschrieben wie die zehn, die am 11. September 2001 die beiden Türme des World Trade Center in New York rammten und vernichteten.

Töten mit der klaren Einsicht, ja der Absicht, dabei getötet zu werden: Diese vorsätzliche Durchkreuzung des Selbsterhaltungstriebes ist zuerst aus dem 12. Jahrhundert von den *Assassinen* überliefert, «Haschisch-Rauchern». So wurden die meist jugendlichen Anhänger eines fanatischen schiitischen Geheimbunds genannt, den der Wanderprediger Hasan Ibn Sabbah seit dem Jahr 1090 in einer persischen Bergfestung um sich versammelt hatte. Sie betrachteten sich als Vorkämpfer des wahren Islams, und im Auftrag ihres Meisters ermordeten sie nicht nur christliche Kreuzfahrer (seit 1096), sondern auch hochgestellte Muslime: Gouverneure, Generale, zwei Kalifen sogar.

Dies stets in der Form, dass sie sich anschlichen mit dem Dolch im Gewande – und dann, das war das Unheimlichste für die Zeitgenossen, *nicht* zu fliehen versuchten, sondern gleichsam darauf warteten, von den Leibwächtern erstochen zu werden. Was für die Selbstmordattentäter von heute bloß unvermeidlich ist (die Opfer und sich selbst durch dieselbe Tat zu vernichten): Das führ-

ten sie mutwillig herbei. Im Englischen und in den romanischen Sprachen haben sie ihre Spuren bis heute hinterlassen: assassinate, assassiner, assassinare heißt «einen Meuchelmord begehen».

Als Marco Polo 1292 auf der Heimreise Persien querte, hatten die Mongolen die Bergfestung der Sekte längst erobert und sie zerstört – aber der Venezianer ließ sich noch etwas erzählen, was wahr sein könnte: Hasan Ibn Sabbah habe seinen Jüngern ein paar Tage lang jenes Paradies vorgegaukelt, das nach ihrer Tat auf sie warte. Sie seien in einen Haschisch-Rausch versetzt worden und in einem schattigen Garten erwacht, der in der Burg verborgen war; in Seide gekleidet, mit Honig, Milch und Wein verwöhnt und von schwarzäugigen Jungfrauen erwartet, wie im Koran verheißen. Nach neuerlichem Haschisch-Rausch hätten sich die Jünger in ihren alten Kleidern wiedergefunden, und der Meister habe ihnen erklärt: Das sei nur ein kurzer Vorgeschmack auf jenes Paradies gewesen, in das sie nach ihrer Tat einziehen würden für immer.

Eine Variante auf die Assassinen (Fliehe nicht!) demonstrieren zwei britische Staatsbürger nigerianischer Herkunft, 28 und 22 Jahre alt, im Mai 2013 in London. Auf offener Straße zerhackten sie einen britischen Soldaten – und blieben, die blutigen Fleischwerkzeuge in der Hand, zehn Minuten am Tatort stehen, bis die Polizei sie überwältigte; von einer unerschrockenen Londoner Hausfrau ins Gespräch verwickelt, erklärten sie, dies sei die Rache für die vielen Muslime, die von britischen Soldaten getötet worden seien.

Zwischen den Meuchelmördern des 12. Jahrhunderts und den Terroristen unserer Zeit, denen das Leben von Christen und Juden nichts gilt, steht historisch das Unternehmen *Kamikaze*, «göttlicher Wind». So nannten die Japaner den Taifun, der im Jahr 1281 eine mongolische Invasionsflotte vernichtet und damit Japan gerettet hatte – und dann den verzweifelten Versuch von 1944/45, die Niederlage doch noch abzuwenden oder wenig-

tens ein Zeichen des Stolzes zu setzen. Dies aber, anders als früher die Assassinen und später die Al-Quaida-Terroristen, auf soldatische Weise: bewaffnete Männer gegen bewaffnete Männer.

Das Korps der Selbstmordflieger wurde im Oktober 1944 von Admiral Takijiro Ohnishi gegründet, dem Befehlshaber der japanischen Marineluftwaffe auf den Philippinen. Damals drohten die Philippinen verlorenzugehen, Japans letzte überseeische Basis. Das wirksamste Kampfmittel der Amerikaner waren die Flugzeugträger; die Reste der japanischen Luftwaffe befanden sich ihnen gegenüber in hoffnungsloser Position.

Ohnishi machte die Rechnung auf: Wenn eines meiner Flugzeuge einen Träger angreift, so hat es geringe Chancen, zurückzukehren, geringe Chancen, einen Treffer zu erzielen, und fast keine Chancen, mit der 250-Kilo-Bombe, die die allein verfügbaren Zero-Jäger tragen können, das Riesenschiff ernstlich zu beschädigen. Verzichtete man dagegen bewusst auf die geringe Chance der Rückkehr, so wurden die beiden anderen Chancen erheblich erhöht: Ein Pilot, der sich mitsamt seinem Flugzeug auf das Schiff stürzte, konnte sein Ziel schwerlich verfehlen, und die Bombenwirkung wurde durch Aufprall und Explosion des Flugzeugs wesentlich verstärkt. Die verletzlichen Stellen eines Flugzeugträgers waren seine Aufzugschächte, durch die die Flugzeuge an Deck befördert wurden; gelang es, sie durch Kamikaze-Piloten zu zerstören, so war er wochenlang lahmgelegt.

Nach dem Verlust der Philippinen starteten weitere Selbstmordpiloten von Okinawa, schließlich vom Mutterland aus. Sie stürzten sich auch auf Transporter und Kriegsschiffe aller Art, und ihre relative Rolle in der zusammenbrechenden japanischen Verteidigung wuchs noch dadurch, dass der Sturz ins Ziel eine viel kürzere Ausbildungszeit erforderte als der herkömmliche Bombenabwurf.

Was wurde mit dem Unternehmen Kamikaze ausgerichtet? 1428 Flugzeuge kehrten nicht zurück. Da sich darunter auch

abgeschossene Begleitmaschinen sowie solche Selbstmordflieger befanden, die abgeschossen wurden, ehe sie ins Ziel stürzen konnten, dürften etwa 1100 Piloten ihr Ziel erreicht und den Kamikaze-Tod gefunden haben, unter ihnen zwei Admirale.

Diesen Piloten gelang es, 34 amerikanische Kriegsschiffe zu versenken, darunter drei Flugzeugträger und 14 Zerstörer, sowie 288 feindliche Schiffe zu beschädigen, davon 36 Flugzeugträger und 15 Schlachtschiffe. Es kann als sicher gelten, dass dieselben überwiegend schlecht ausgebildeten Piloten in ihren veralteten Maschinen mit der spärlichen Bombenlast einen ungleich geringeren Erfolg erzielt hätten, hätten sie in herkömmlicher Weise angegriffen, und dass wahrscheinlich die Hälfte von ihnen dennoch gefallen wäre.

«Das Kamikaze-Korps hat uns ungeheuren Schaden zugefügt», bestätigte der amerikanische Vizeadmiral C. R. Brown in seinem Vorwort zur amerikanischen Ausgabe der offiziellen japanischen Geschichte von den Selbstmordfliegern. «Es hat Tausende unserer Männer getötet und verwundet, ja unseren Schiffsbesatzungen vor Okinawa größere Verluste zugefügt als das japanische Heer unseren gelandeten Truppen in den fast dreieinhalb Monate dauernden Kämpfen an Land.»¹⁴

Dass die Japaner aus ihrer noch vorhandenen Luftwaffe das Beste zu machen verstanden, steht also nicht in Zweifel. Was Admiral Brown und mit ihm den meisten Abendländern und auch vielen Japanern dennoch missfiel, ist, dass die Kamikaze-Angriffe trotz ihrer Erfolge nichts mehr an Japans Niederlage zu ändern vermochten, dass die japanischen Militärs dies auch gewusst hätten, dass die Unternehmung also sinnlos gewesen sei. «Selbst wenn wir militärisch keinen Sieg erringen konnten», halten die Verfasser der Kamikaze-Geschichte dem entgegen, «war es unsere Pflicht, zu den Waffen zu greifen, um dem japanischen Geist treu zu bleiben.» Und Admiral Ohnishi verkündete im Januar 1945: «Selbst wenn wir geschlagen werden, wird der Opfergeist

dieses Kamikaze-Korps unsere Heimat vor dem völligen Zerfall bewahren.»¹⁵ Bei Kriegsende beging Ohnishi Harakiri.

Harakiri – ja, lieber glorreich sterben als in Schande untergehen! Zur rituellen Selbsttötung hatte Japans Adel ein ungewöhnliches Verhältnis; sie galt als Ausdruck von Mut, Demut, Reue, Selbstbeherrschung. Harakiri hieß, sich mit einem Dolch den Bauch aufzuschlitzen von links nach rechts, und wenn die Eingeweide herausgequollen waren, schlug der Freund, der hinter dem Selbstmörder stand, ihm mit einem Schwert den Kopf ab. Diesen unsäglichen Tod wählte der Samurai entweder, um einer Strafe zu entgehen oder sich von einer Sünde zu befreien, die seine Familie oder den Kaiser entehrt hätte; oder weil der Kaiser ihm einen juwelenbesetzten Dolch zuschickte, mit der höflichen Bitte, von ihm Gebrauch zu machen. Damit war alle Schande getilgt.

Vor dem Hintergrund dieses Todeskults ist es glaubhaft, dass Admiral Ohnishi 1944 zunächst nur Freiwillige annahm, dass viele ihn bestürmten – die Flugzeuge reichten nicht für die opferwilligen Piloten. «Liebe Eltern, ihr könnt mir gratulieren!», schrieb der Feldwebel Isao Matsuo nach Hause. «Ich habe eine glänzende Gelegenheit zum Sterben bekommen . . . Möge unser Ende schnell sein und glatt wie zerbrechendes Glas!»¹⁶

Sie waren fröhlich zwischen der Entscheidung und dem Einsatz, die Piloten, sie feierten Feste, sie machten, bei allem Respekt vor dem Leben nach dem Tode, an das die Mehrheit von ihnen fest geglaubt haben dürfte, zugleich ihre Witze darüber, indem sie sich etwa darum stritten, wer von ihnen Kantinenchef werden solle im Yasukuni-Schrein beim Kaiserpalast in Tokio, in dem sich die Geister der Gefallenen versammeln.

Im Frühjahr 1945 genügte die Zahl der Freiwilligen dem Admiral Ohnishi nicht mehr; Druck wurde ausgeübt, sich «freiwillig» zu melden, und schließlich wurden Piloten auch ohne Umstände zum Kamikaze-Korps abkommandiert. Es heißt, dass sie anfänglich einen verstörten Eindruck gemacht, sich aber bald ins Unver-

meidliche gefügt hätten – manche getröstet von dem Hochgefühl, dass sie die Auserwählten waren und dass auch der Besiegte noch Macht ausüben kann; vielleicht auch mit jenem Rest von Hoffnung, den Ohnishi zu wecken versuchte: Diese Demonstration der Entschlossenheit zum Äußersten werde die Kampfmoral des Feindes schwächen. Ja, entsetzt waren die betroffenen Schiffsbesatzungen durchaus.

Die letzten Selbstmordpiloten stürzten sich noch auf ihre Opfer, als die erste der beiden Atombomben auf Japan schon gefallen war – der Anfang vom Ende der Ära des Soldaten. Sein Zeitalter beendeten sie nicht ohne Würde: Sie raubten nicht, sie plünderten nicht, sie gaben den Tod nicht, ohne ihn zu erleiden; um eine kleine Sekunde gingen sie den Opfern voraus.

An Hymnen auf den Tod herrscht in Lied und Sinnspruch Überfluss: «Der schwarze Schatten des Todes» sei so kostbar wie das Sonnenlicht, verkündete Tyrtäus, Spartas Kriegspropagandist im 7. Jahrhundert v. Chr. «*Morituri te salutant!*», riefen die Gladiatoren dem römischen Kaiser zu. «Glücklich und frei die Toten!», sang Theodor Körner, der Dichter der Befreiungskriege, bevor er 1813 fiel. «Unsere Braut ist der Tod», hieß die Hymne der spanischen Fremdenlegion. «Sterben fürs Vaterland, das ist Leben!», sangen Fidel Castros Kubaner. Merkwürdig nur: Die Ersten, die solche vaterländischen Gesänge bis zur letzten Konsequenz ernst genommen haben, waren die japanischen Todesflieger.

Nichts außer dem Selbstmord bei der Tat verbindet sie mit den Fanatikern, die seit 1982 ausdrücklich auch Zivilisten, Frauen, Kinder töten wollen, um Macht zu demonstrieren und Entsetzen zu verbreiten: zumal die *Hisbollah* im Libanon, die *Tamil Tigers* auf Sri Lanka und schließlich *Al-Quaida* überall und nirgends.

1991 war das Sowjetimperium zusammengebrochen, die USA hatten sich als einzige Weltmacht etabliert, und 1992 prophezeite der amerikanische Politikwissenschaftler Francis Fukuyama «das Ende der Geschichte»: Nichts stehe nun einer liberalen Gesell-

schaftsordnung in aller Welt unter Führung der USA noch im Wege. Den ewigen Frieden versprach Fukuyama nicht, und insofern behielt er sogar recht. Schon 1993 aber sah sein Kollege Samuel Huntington den *Clash of Civilizations* kommen, den Krieg der Kulturen, nicht mehr der Staaten: Die abendländische werde auf die chinesische, japanische, hinduistische, slawische und latein-amerikanische Kultur prallen – und auf die islamische, natürlich.

Mit ihr fing es an am 11. November 1982. Da raste ein mit Sprengstoff beladenes Auto, von einem 17-jährigen gesteuert, ins Hauptquartier der israelischen Armee im südlichen Libanon und brachte mindestens 60 Israelis um. Die USA traf es zuerst im April 1983 (Selbstmordanschlag auf die amerikanische Botschaft in Beirut) und mit vernichtender Wucht im Oktober: 241 tote Marines in deren Hauptquartier – und kaum eine Minute später 58 tote französische Fallschirmjäger. Im Februar 1984 zogen die USA ihre sämtlichen Truppen aus dem Libanon ab; die *Hisbollah*, die «Partei Gottes», die militante schiitische Organisation, die die Attentate organisiert hatte, konnte in der Geschichte der arabischen Selbstmordkrieger den ersten militärischen Erfolg verbuchen.

1987 riefen die Palästinenser zur *Intifada* auf, der Erhebung, dem «Abschütteln von Staub». Im Gazastreifen, im Westjordanland und in Israel selbst kam es zu Aufruhr, Streik und Boykott. Mörderisch wurde erst die zweite Intifada: Sie brach los, als der ehemalige israelische Verteidigungsminister Ariel Scharon im September 2000 die in islamischen Augen ungeheuerliche Provokation begangen hatte, in Jerusalem demonstrativ mit mehr als tausend Polizisten auf den Tempelberg zu ziehen. Nun begann die große Serie der Selbstmordattentate, meist durch Einzeltäter, die den Sprengstoff am Leib trugen; nach israelischer Statistik waren es insgesamt 143, überwiegend Jugendliche, vermehrt auch Frauen; 513 Israelis brachten sie um. Noch schlimmer wirkte in Israel der Schrecken, im eigenen Land, auf keinem Platz, in keinem Omnibus mehr sicher zu sein.